

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 59 (1954-1955)
Heft: 16-17

Artikel: Die Frau nach der Lebensmitte
Autor: Stucki, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Frau nach der Lebensmitte

Von Helene Stucki

Um das Wesen des menschlichen Lebens, seinen Anfang, seinen Aufstieg, seinen Höhepunkt, seine absteigende Linie und sein Ende zu veranschaulichen, hat man von jeher zu *Bildern* und Vergleichen gegriffen. Man redet von einem Kreislauf, von der Lebensfahrt oder Lebensreise. Man vergleicht das Leben mit dem Jahreslauf, spricht von Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Am häufigsten aber erscheint das Bild vom Lebenstag:

«Der Mutterliebe zarte Sorgen
bewachen seinen goldenen Morgen.»

Gottfried Keller sagt von seinem Vater: «Er ist vor der Mittagshöhe seines Lebens zurückgetreten in das unerforschliche All.» Was der Abend des Lebens bedeutet und gar die Nacht, da niemand wirken kann, wissen wir alle.

Die Wissenschaft der *Psychologie* hat sich bis jetzt vorwiegend mit dem Morgen, der Kindheit und der Jugendzeit, beschäftigt. Der Aufstieg, die Zeit, da der Lebensraum sich täglich weitet, die Kräfte sich entfalten und mehren, war ihr wichtiger als die Aussicht vom Gipfel oder der nicht selten recht mühselige Abstieg. Zudem zeigt uns die Erfahrung, zeigen Biographien und Dichtungen, wie sehr der Morgen, die Kindheit, hineinwirkt in den ganzen Lebenstag, wie man im Alter erntet, was in der Jugend gesät worden ist. Eine von Erzieherliebe umsorgte, von Erzieherkraft getragene Kindheit bildet die Grundlage für ein gesegnetes Leben.

Heute aber sprechen wir von der Zeit, die jenseits der Mittagshöhe liegt, vom Lebensnachmittag, vom *Nachsommer*. Dieser Abschnitt, der bisher weder von der *Psychologie* noch von der Dichtung besonders beachtet worden ist und der sich mit zunehmender Lebensdauer beständig verlängert, verdient unsere Aufmerksamkeit. Sollte es sich nicht lohnen, der Pflege und Gestaltung dieser Nachmittagsstunden die gleiche Sorgfalt angedeihen zu lassen, die wir den Morgenstunden, der Kindheit und Jugend schon lange widmen.

Wo liegt die *Mittelhöhe* des Lebens? Im 17. Jahrhundert betrug die mittlere Lebensdauer 26, im 18. Jahrhundert 35, im 19. 40 Jahre, und heute ist sie für die Frauen bereits auf das 65. Jahr hinaufgestiegen. Darum verdienen heute die *Altersprobleme*, die Fragen der Wohnung, der Betreuung und der Sinnerfüllung der späten Jahre ganz besondere Beachtung. Es wäre aber falsch, die Mitte des Lebens auf das 32. oder 33. Jahr festzusetzen. Die aufsteigende Kurve geht immerhin bis zum *Klimakterium*, den Wechseljahren, also der Zeit zwischen dem 45. und 55. Lebensjahr. Mit dem Aufhören der Geschlechtsfunktion treten gewisse Abbauerscheinungen im Körper auf: Veränderung der Gefäße, der Knochen- und Nervensubstanz usw. Ein französischer Professor nennt die Zeit zwischen dem 60. und 70. Jahr den Frühling des Alters, vom 70. bis 75. dauert das grüne Alter und erst vom 75. bis 80. das wahre Alter. Wir dehnen also den Lebensnachmittag, den *Nachsommer*, aus vom 45. bis zum 70. Jahr, eine Zeitspanne, die gerade so lang ist wie Kindheit und Jugend zusammen.

Viel ist im Laufe der Jahrhunderte zur Verherrlichung der *Jugend* gesagt und gedichtet worden: «Schön ist die Jugend mit 20 Jahren», «Wir sind jung, und das ist schön». Vor allem die Griechen konnten sich in der Hoch-

schätzung der Jugend nicht genug tun. Das Alter erschien ihnen als Übel, sogar als Gespenst. Der englische Lord Byron klagt: «Es gibt nur ein Unglück im Leben, das nicht wieder gutzumachen ist, nicht mehr 25 Jahre alt zu sein.» Im Gegensatz dazu bedeutet das Alter für die alten Chinesen Erfüllung und Glück. Auch aus gewissen Bibelstellen geht hervor, daß ein langes Leben als ein Segen Gottes empfunden wurde: «... denn das ist dein Leben und dein langes Leben, daß du im Lande wohnest, das der Herr deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob beschlossen hat zu geben», lesen wir im 5. Buch Moses. Und im 92. Psalm heißt es: «Die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.» Dieses freudige *Dennoch* des Psalmisten, es sei uns Stich- und Leitwort. Liegt nicht darin so etwas wie ein berechtigter Trotz, eine Auflehnung gegen das Erwartete, das Herkömmliche? Eigentlich, dem äußeren Naturverlauf folgend, sollte man nicht mehr blühen, fruchtbar und frisch sein. Man müßte wie die Pflanze, wie das Tier, das seine Geschlechtsaufgabe erfüllt hat, welken und dahinsiechen. Es soll auch heute noch barbarische Völker geben, welche ihre Frauen umbringen, sobald die Fortpflanzungsfunktion aufhört. In dem Dennoch liegt der Kampf zwischen den niedern, den rein körperlichen und den höhern, den geistigen Funktionen des Menschen. Dieser Kampf besteht natürlich nicht darin, daß wir es mit 50, 60 oder sogar mit 70 Jahren den Jungen gleichtun wollen, daß wir, wie gewisse Sportlerinnen, noch nach Rekordleistungen streben oder, wie gewisse Haus- und Berufsfrauen, keine Arbeit auf jüngere Schultern abladen können.

Der alternde Körper ermüdet rascher, er darf nicht vergewaltigt werden. Die sich dem Untergang nähernde Sonne des Spätnachmittags hat nicht die gleiche Kraft wie die Sonne, die im Zenith steht. Der Kampf gilt vielmehr einer *Neueinstellung*, einer Anpassung an die andern Verhältnisse, und der Sieg besteht darin, daß wir ein freudiges *Ja* sagen zum Älterwerden, daß wir den Spätnachmittag und den Abend lieben, wie wir einst den Morgen geliebt haben. Solange wir in müder Resignation der Jugend nachtrauern, solange uns das unbeschwerde Lachen und Tändeln der kommenden Generation mit leisem Neid oder gar mit Unwillen erfüllt, solange werden wir nicht blühen und frisch sein.

Wie schön hat einmal der Dichter Jeremias Gotthelf diese späten Tage geschildert:

«Bekannt sind die herrlichen Herbsttage mit ihrer milden Sonne, dem klaren Himmel und im Hintergrunde das duftende Wesen, dem wunderbaren Schleier, gewoben aus den feinsten Atomen im Gebiete der Dünste, welcher das Letzte birgt, Herbsttage, wie die späten Tage des Christen, der die Hitze des Tages ertragen, durch die Mühen des Lebens glaubensfroh und siegreich sich durchgerungen, Früchte des Geistes trägt, an dessen mildem Wesen die Menschen sich erquicken, dessen klares Auge sehnsvoll nach dem Schleier blickt, hinter welchem das Jenseits liegt.»

Wenn der Mensch in der ersten Lebenshälfte stark nach *außen* lebt, sich Wissen und Können und Berufstüchtigkeit erwirbt, eine Familie gründet und den oft schweren Existenzkampf führt, wenn er die *vita activa, das Leben der Tat*, lebt, so sollte die zweite Hälfte des Lebens eine deutliche Wendung nach innen bringen zur *vita contemplativa*, zur Besinnlichkeit und Beschaulichkeit. Die chinesischen Weisen nennen die weißen Haare Boten des Himmels, welche die irdische Kreatur an die himmlische Heimat gemahnen

und, auf die Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen weisend, sie an Gottes Kindschaft und Gottesreich erinnern. Der absteigenden körperlichen *Leistungskurve* müßte eine aufsteigende *Reifekurve* entsprechen.

Wie die Krisenjahre der Jugend, die Zeit des Sturms und Drangs, zu einer gewissen Läuterung und Klärung führen sollten, so müßte auch die zweite Krisenzeit des Frauenlebens, müßten die Wechseljahre ein Läuterungs- und Reifungsprozeß sein. Das Ziel der beiden Sturmzeiten allerdings ist ein verschiedenes: In der Pubertät streift der Mensch seine Kinderschuhe ab, er wird fähig, sein Leben aus eigener Verantwortung zu leben, im Lebenskampf seinen Mann oder seine Frau zu stellen. In den Wechseljahren müßte auch etwas abgestreift werden, etwas, das oft schmerzlicher spürbar wird als das Abstreifen der Kinderschuhe: Man muß verzichten lernen auf äußere Erfolge, die liebe Eitelkeit begraben und dafür ein starkes *Innenleben* aufbauen. *Reif sein* ist alles, sagt der Dichter. Reif ist der Mensch, der Wurzeln hat und Flügel zugleich, der fest verankert ist im Boden der Heimat, in Familie und Beruf, der sich aber aufzuschwingen vermag in eine geistige Heimat, so daß ihm das Kleine klein und das Große groß erscheint. Der reife Mensch betrachtet das Leben von einer höheren Warte aus und vermag darum das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Er weiß um seine eigenen Fähigkeiten, aber auch um seine Grenzen. Das macht ihn mutig und demütig zugleich. Zur Reife gehört eine innere Ausgeglichenheit, eine Heiterkeit und Gelassenheit der Seele, gehört vor allem auch der lächelnde *Humor*. Ein Humor, der ebenso weit entfernt ist von einem unverantwortlichen Getändel wie von derbem Scherz und Spott. «Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie mit ihrem eigenen Leide spielen», sagt ein Philosoph. Der reife Mensch ist bei sich selbst zu Hause, innerlich frei und unabhängig von seinen Mitmenschen und doch allem Lebendigen gegenüber aufgeschlossen, bereit zur liebenden Teilnahme am Schicksal anderer. Zu schenken, andere glücklich zu machen, ist ihm Glücks genug. In einem der seltenen Frauenbücher, die sich intensiv mit der Frau nach der Lebensmitte beschäftigen — «Eine Frau über Frauen» von Marianne Leibl — heißt es:

«Die Überwindung der unvermeidlichen Lebenskrise, die zu einer Selbsterneuerung und Verwandlung der Seelenkräfte führt, leitet auch eine zufriedene und fruchtbbringende Lebensperiode ein und führt so die reife Frau zur Entfaltung ihrer besten Kräfte und Fähigkeiten. Wenn sie den Lebensabend — wir würden sagen den Lebensnachmittag — weise, bewußt und kraftvoll zu gestalten versteht, wird sie noch Jahre voll Lebensfreude und Schaffenskraft erleben und ihren Anteil am Glück erhalten.»

Man wird mir mit Recht entgegenhalten, unser modernes Leben sei wenig dazu angetan, den Frauen, den Müttern, den Arbeiterinnen und Berufsfrauen einen solchen Neuaufbau, einen solchen Verwandlungsprozeß zu ermöglichen. Statt stiller Besinnung und frommer Einkehr verlangt das rastlose Arbeitsleben oft bis in die alten Tage hinein die Anspannung aller Kräfte. Wie weit sind wir entfernt von der Forderung, die in dem vorhin zitierten Buche aufgestellt wird: Jede Frau müßte das Recht haben, einmal im Jahr eine Erholungskur oder eine Vergnügungsreise zu machen, einen Gratisaufenthalt in einem Sanatorium zu erhalten, eine psychotherapeutische Kur und die Behandlung bei einem guten Zahnarzt zur Verfügung gestellt bekommen!

Man lese im Gegensatz zu diesen hochgespannten Forderungen an den modernen Sozialstaat die kürzlich erschienene Schrift von Erwin Jeangros: «*Die Frau im Berufsleben*». In ergreifender Weise leuchtet der Verfasser

hinein in die Problematik der Frauenarbeit, das Hineingestelltsein der Frau in eine vom Mann geschaffene und an seinen Maßstäben gemessene Arbeitswelt entfremdet die Frau ihrem eigenen Wesen, ihrer Innerlichkeit und macht sie darum unfroh und einsam. Die häufige Doppelbelastung von Erwerbs- und Hausarbeit raubt ihr die so dringend notwendige erholsame Freizeit. Und doch, so schließt der Verfasser seine bedeutungsvolle Schrift, die allen berufstätigen Frauen warm empfohlen sei, bedarf das vermännlichte, versachlicht und lieblos gewordene Arbeitsleben der Ergänzung durch die fraulichen Kräfte menschlichen Verstehens, durch Güte und Liebe, damit es wieder menschenwürdig und lebenswert gerate. Diesem Lebensquell, sagt der Verfasser, steht die Frau näher als der Mann. Sie ist berufen, die Werte des Gemütes darzuleben und auszustrahlen, sie in das tätige Leben hineinzutragen und in Werke umzusetzen.

Im allgemeinen darf wohl das Schicksal der verheirateten Frau jenseits der Lebensmitte, der Frau, die ihren klein gewordenen Haushalt besorgt, sich gesellschaftlichen und sozialen Aufgaben widmen kann, als das Leichtere bezeichnet werden. Vor allem, wenn ihr die *Enkelkinder* zum Quell der Lebenserneuerung werden. Wie einzig schön stellt wiederum Jeremias Gott helf die Aufgabe der Großeltern dar, wenn er im «Annabäbi» sagt:

«Die Eltern sind die Sonnen der Kinder, in ihrer Wärme reifen sie. Aber trocken sind die Eltern oft, ergriffen von des Tages Mühen, ihre Zeit gefüllt mit Arbeit, befehlen und zurechtweisen, das ist ihre wiederkehrende Aufgabe, Niederdrücken das aufkeimende Böse ihre beständige Mühe. Die Großeltern sind der Tau der Kinder, sie sind's, die mit ihrer freien Liebe die kindliche Liebe nähren, frisch erhalten, immer ein offenes Herz haben für der Kinder Leiden und Freuden, dafür sorgen, daß das Gemüt der Kinder nicht erstarre im rauen Leben, sondern weich und offen bleibe, dem Guten, dem Schönen, der Liebe. Und wiederum erquicken die Kinder das alternde Herz, das sonst ganz öde wäre und ebenfalls vertrocknete. Denn die Kinder sind dem elterlichen Herzen entwachsen, bedürfen der Hilfe weniger, sind verschlossener geworden, an ihrer Statt ziehen die Großkinder ein und füllen es mit neuen Freuden, neuen Hoffnungen, erquicken es täglich mit dem Tau der Liebe.»

Es wird nicht selten geklagt, daß unserer Zeit die Großmütter fehlen, die märchenerzählenden Großmütter, die Zeit haben für ihre Enkel, die einen unerschöpflichen Schatz von ernsten und lustigen Sprüchlein in sich tragen. Wenn dabei die Kinder die Entbehrenden sind, so leiden die alternden Frauen nicht weniger darunter, bedürfen doch sie dieses Taues, wenn sie blühen und frisch bleiben sollen.

Um aber zu grünen und frisch zu bleiben, brauchen sowohl die Erwerbstätigen wie auch die Hausfrauen eine bewußte *Seelenpflege*. «Wenn ich zwei Laibe Brot hätte, würde ich einen davon verkaufen und weiße Hyazinthen dafür erstehen, um meine Seele zu ernähren», sagt Mohammed. Je älter wir werden, desto dringender bedürfen wir der weißen Hyazinthen, der seelischen Speise. Eine Frau, die trotz beständig sich wiederholender Schicksalsschläge bis ins hohe Alter hinein grün und frisch geblieben ist, die in aller Schlichtheit ein wahrhaft festliches Leben geführt hat, ist Gotthelfs «Käthi, die Großmutter». Die arbeitsame Frau weiß, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt. Gotthelf sagt von ihr:

«Käthi hatte besondere Erquickung in der Predigt gefunden; sie kam sich nicht bloß vor wie eine arme alte Frau, sondern als ein Kind Gottes, mit welchem der Vater auch gesprochen und welches seinen Beitrag zu leisten habe, damit die Welt gebessert und Gottes Barmherzigkeit ergriffen statt mit den Füßen weggestoßen werde. Es sei traurig, sagte sie einer Nachbarin, welche mit ihr heimging, daß die Menschen nicht wüßten, wie man

Nahrung und Kraft in der Kirche finde, sondern meinten, bloß beim Bäcker hole man das wahre Brot, nicht wüßten, wie der rechte Mensch nicht von Bäckers Brot allein leben könne, sondern auch von jedem Wort leben solle, welches aus des Herrn Mund gehe. Das seien ihr doch die allerärmsten Leute, welche dieses wahre Himmelsbrot nicht kennten, keine Nahrung hätten für ihre arme Seele, so daß diese kein Kräftlein mehr hätte zum Dulden, zum Hoffen, zum Trost, zur Heiligung, keinen Teil an der Welt und keinen am Himmel, nichts als Hölle hier und dort, Hölle inwendig und Hölle auswendig.»

Es ist nicht zufällig, daß das 20. Jahrhundert mit seinem nervenzerreibendem Arbeitsleben den Begriff der *seelischen Hygiene* geprägt hat. Wie der Mensch um die Maßnahmen wissen muß, die der Gesunderhaltung seines Körpers dienen, so muß er vor allem nach der Lebensmitte auch wissen, wie er sich vor seelischer Krankheit schützen kann. Nur daß es da keine allgemeingültigen Rezepte gibt. Jede Frau muß den Weg zu ihren innern Kraftquellen selber suchen, muß gleichsam den innern Ordner kennen, der das gestörte Gleichgewicht herstellt. Die einen finden Hilfe in den östlichen Methoden der Atemgymnastik, in Yoga und Meditation, andere in einer bewußten Lenkung der Gedanken, wieder andern gibt der Traum und seine Deutung wertvolle Ratschläge für innere Entwicklungsmöglichkeiten, die einen erholen sich in Natur- und Kunstgenuß, die andern in der Betätigung ihrer schöpferischen Kräfte, im Malen und Musizieren. Irgendein Hobby dieser Art ist jeder alternden Frau zu wünschen. Jedenfalls aber ist es in der zweiten Lebenshälfte der Geist, der den Körper bei Kraft und Gesundheit erhält und seine Lebensfähigkeit verlängert.

Die im Jahre 1854 in Paris geborene und 1927 in Lausanne verstorbene Emma Pieczynska-Reichenbach berichtet in ihren Briefen, wie sie durch besondere *Konzentrationsübungen* ihre Seelenkräfte so gestärkt hat, daß sie einem äußerst gebrechlichen Körper, sogar der allmählichen Erblindung und Ertaubung, standhielten. Es ist geradezu wunderbar, wie diese Frau grünte und blühte trotz des schweren Kreuzes, das ihr zu tragen auferlegt war. Ein strahlendes Beispiel einer Schweizerin, die aus ihrem Lebensnachmittag ein Kunstwerk gestaltet hat. Wie wohltuend berührt es auch, daß sie den Akzent immer wieder auf die Güter legt, die ihr geblieben sind und nicht, wie so viele alternde Menschen, beständig nach dem schielt, was ihr fehlt. So zählt sie am Ende des Ersten Weltkrieges auf, was ihr das Leben lebenswert erhält: «die Hingabe meiner Lebenskameradin, die treuen Freunde, die Sicherheit, der Frieden in der Wohnung, das tägliche Brot, sogar Brennmaterial und 16 Grad Wärme in meinem gemütlichen kleinen Arbeitszimmer.

Um bis ins Alter hinein frisch zu bleiben, dazu braucht es die richtige Einstellung zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es ist nicht zufällig, daß Dichter und Dichterinnen ihre *Kindheitserinnerungen* meist in vorgerücktem Alter schreiben. Aus dem Heraufholen und Gestalten dessen, das einst war, strömt ihnen neue Kraft zu zur Bewältigung der Gegenwart, neuer Mut für die Zukunft. Gerade unsere Generation, die das Glück hatte, ihre Kinderjahre in der ruhigen und besinnlichen Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zu erleben, zehrt bis ins Alter hinein von den Reserven, den Schätzen, die sie damals sammeln durfte. Wenig Sinn hat es, sich rückblickend zu plagen mit dem, was man hätte anders machen sollen. Hauptsache ist, daß wir aus unsren Fehlern und Irrtümern gelernt haben und ihnen heute mit Nachsicht und Toleranz begegnen. Dann aber gilt es, die *Gegenwart* täglich neu als kostbares Gottesgeschenk zu genießen und die Aufgaben, die das Leben noch stellt, freudig zu bejahen. Trotz der bewußten Wendung nach innen sollte

sich der Horizont der alternden Frau nicht verengern. Sie darf nicht aufhören, sich für Anliegen zu interessieren, die über den engen Familienkreis hinausgehen, für ihren Frauenverein, die Aufgaben in der Gemeinde, im Vaterland, für die Nöte unserer Mitschwestern jenseits der Grenze, für die Verständigung der Völker, die Bemühungen um den Weltfrieden.

Wer in sich selber und in andern geistig-seelische Werte gepflegt hat, wer sich geführt weiß von einer höheren Macht, der braucht weder Alter noch Tod zu scheuen. Wer seinen Nachsommer richtig durchlebt hat, dem bangt nicht vor dem Herbst und nicht vor dem Winter. Ein feines Wort des Dichters Carossa möge den skizzierten Kreislauf des fraulichen Lebens beschließen:

«Wir werden reif und fangen zu welken an; aber der Tod bleibt noch aus, und nun kann über alle Erfahrung hin etwas geschehen: ein höheres Wachstum, eine reinere Schau kann beginnen. Ja, ein Zustand scheint möglich, vergleichbar den seltenen Abendminuten, wo schon ein Stern im Osten flimmert, während noch die Sonne nicht ganz versunken ist. In der ersten Kindheit ging etwas ähnliches vor: Damals war das Außen von dem Innen noch nicht streng geschieden, und das Gestirn der Ewigkeit leuchtete noch eine Weile herüber, während schon der irdische Lebensmorgen aufstieg.»

*Wenn die reißende Zeit mir
zu gewaltig das Haupt ergreift,
und die Not und das Irrsal
unter den Sterblichen
mir mein sterblich
Leben erschüttern,
Laß der Stille mich dann
In deiner Tiefe gedenken!* Hölderlin

**Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
je mächtger röhrt er unsre Menschlichkeit!**

Dieser an Martin Luther gerichtete Vers *Conrad Ferdinand Meyers* gilt für merkwürdig viele große Schweizer des 18. und 19. Jahrhunderts, denken wir nur an die schweren Lehr- und Wanderjahre Pestalozzis, Gotthelfs, Gottfried Kellers und C. F. Meyers selbst, an die mühselige Entwicklung der Maler Böcklin und Welti, vor allem an *Ferdinand Hodler*, dessen Werdegang eine äußerste menschliche Leistung bedeutet.

Als der junge Hodler mit 18 Jahren ohne Geld, ohne Französischkenntnisse, ohne Empfehlung von Langenthal nach Genf marschierte, bedeutete dies etwas anderes als den Frühjahrsstellenwechsel eines Handwerksburschen; vielmehr riß Hodler aus und unternahm, auf Gedeih und Verderben, ein verzweifelt kühnes Abenteuer ins Ungewisse. Außer seinem gütigen Onkel Neukomm und einer kargen Handlangerexistenz hatte er nichts mehr zu verlieren: keinen Besitz, keine Schulung, keinen Menschen, kein Heim. Sein Vater war in trostloser Armut von fünf Kindern weg gestorben, später die Mutter, der Stiefvater und nach und nach alle Geschwister und Halbgeschwister. Bern, den Geburtsort und die bis ins Alter als eigentliche Heimat betrachtete Stadt, hatte er als Kind verlassen müssen. Zu Spiel und Schulbesuch war er in seinen harten, von Arbeit belasteten